

Christine Berthold [Fortsetzung]

Autor(en): **Nuss, Emma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **31 (1927-1928)**

Heft 9

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665255>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXI. Jahrgang.

Zürich, 1. Februar 1928.

Heft 9.

Fahrt im Nebel.

Nebel verhüllen das ruhige Meer,
rauben ihm Küste und Riff,
schließen ihr wolkiges, dampfendes Heer
eng um das bebende Schiff,
rauben dem suchenden Auge die Sicht,
küssen am Buge den Schaum,
schaffen mit bleichem, durchschimmertem Licht
einen verzauberten Raum,

schaffen ein seltsam gestaltetes Land
rings um das gleitende Haus,
löschen mit kühler, erstorbener Hand
Ferne und Wirklichkeit aus,
nehmen die schweifende Sehnsucht dem Blick,
wehen um Planke und Kiel,
breiten ein mildebeglänzttes Geschick
über die Fahrt und ihr Ziel.

Rudolf Schneyer.

Christine Berthold.

Roman von Emma Ruß.

(Fortsetzung.)

22. Kapitel.

Seit mehr als einem Jahre war Christine nun schon in ihrer Stellung bei Miß Dobbs, und es erschien ihr manchmal selbst fast wie ein Traum, wenn sie an alles zurückdachte, was sie seit ihrer fluchtartigen Abreise aus Hamburg erlebt und gesehen, wie sie alles hatte ertragen können, was ihr anfangs eine Unmöglichkeit schien. Plan- und ziellos war sie damals erst nach London und von dort auf einem der großen Ozeandampfer nach Amerika weitergereist. Sie hatte immer gehört, daß Europamüde oder sonst hart bedrängte Menschen ihre erste Zuflucht stets in Amerika gesucht und gefunden hatten. Und so versuchte sie es in ihrer weltfremden Unerfahrenheit eben auch; und daß es ihr nicht zum Unheil ausschlug, schien ihr bei ihrer ganzen Veranlagung so selbstverständlich, daß sie an eine andere Mög-

lichkeit gar nicht dachte. Sie hatte vor ihrer Abreise aus Hamburg ihr kleines Erbe von Weißhaupts noch von der Bank abgehoben und ging nun mit äußerster Sparsamkeit damit um.

Doch unterwegs schon war ihr das Glück hold. Ein Reisender aus der 1. Klasse ließ auf dem Schiff nach einer geeigneten Vertretung für seinen erkrankten Sekretär Umfrage halten. Christine meldete sich und erhielt für den Rest der Reise den für ihre Begriffe glänzend bezahlten Posten sowie vom gleichen Tage ab freie Überfahrt 1. Klasse. Ihre jahrelangen eifrigen Studien der englischen und französischen Sprache waren ihr hier zustatten gekommen, denn der Amerikaner diktierte ihr täglich mehrere Stunden in beiden Sprachen, die sie flott und zu seiner vollsten Zufriedenheit im Stenogramm aufnahm. So hatte sie, als sie in New-York ankam, doch schon einige Übung und wagte

es sogleich, bei verschiedenen Agenturen ihre Dienste anzubieten. Der Herr hatte ihr alle für ihr Fortkommen nötigen Adressen gegeben, und so fand sich auch schon nach einem Tage eine Beschäftigung in dem Bureau eines großen Delikatessengeschäftes. Doch schon am Wochenende verließ sie diese Stellung wieder, als sie erfahren hatte, daß der jüngste Verkäufer im Laden besser bezahlt war als sie. Sie hatte mit ihrem hellen Verstande sehr rasch die in Amerika üblichen Gebräuche zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gemerkt und handelte dementsprechend. Nur keine Rücksichten oder falsche Empfindsamkeiten, wenn es ums Verdienen ging. Das war für beide Teile Grundregel.

Ihre nächste und besser bezahlte Stellung fand sie in einem großen internationalen Hotelbetrieb. Die Tätigkeit war äußerst anstrengend, und Christine hatte Gelegenheit, alle ihre Fähigkeiten hier zu entfalten, ohne dafür nach ihrer Meinung entsprechend bezahlt zu werden. Sie war aber nach Amerika gekommen mit dem festen Willen, sich heraufzuarbeiten und alles das, was sie in der Heimat hatte zurücklassen müssen, wenigstens durch Reichtum und die damit verbundene Macht zu ersetzen. So aber kam sie nicht weiter. Und als eines Tages ein Hotelgast sie längere Zeit beobachtet hatte, wie sie unermüdlich all den Fragen der deutschen, englischen, französischen und was sonst noch an ausländischen Gästen da war, gerecht wurde, ohne auch nur ein einziges Mal verkehrte oder unbestimmte Antworten zu geben, fragte er sie schnell entschlossen, ob sie in seine Dienste treten möchte. So eine fixe Person war für den alten Gondensmit, den erfolgreichen Getreide-Importeur aus Chicago, ja etwas ganz Neues unter der Gattung weiblicher Angestellter. Mit der zu arbeiten, mußte eine Freude sein. Daß sie, wie er nun erfuhr, eine Deutsche war, bestärkte ihn nur noch in seiner Absicht, denn die Arbeit der Deutschen wurde in der ganzen Welt der fast aller anderen Nationen bevorzugt.

„Es kommt darauf an, wieviel ich in der Woche bei Ihnen verdiene,“ hatte Christine kühl und sachlich auf seine Frage erwidert.

„Was bekommen Sie hier?“ hatte er zurückgefragt.

„Nicht soviel, wie ich verdienen will.“

„Und wieviel wollen Sie verdienen?“

„Fünfundzwanzig Dollar die Woche.“

„Was Sie nicht sagen! Das bekommt ja kaum der beste Clerk, mein Fräulein.“

„Auch der beste Clerk muß wissen, was er wert ist, Herr Gondensmit. Ich weiß es auch!“

„Nun, bescheiden sind Sie gerade nicht,“ meinte der kleine dicke Mann.

„Das verlernt man hier in einer Woche, oder man bleibt ewig unten.“

„Für zwanzig Dollars die Woche ist eine junge Dame auch nicht mehr unten, Miß.“

„Und für fünfundzwanzig ist sie's noch weniger, Herr Gondensmit.“

„Also abgemacht — zwanzig Dollars die Woche.“

Christine hatte nur einen geringschätzigen Blick auf den alten Schwäher geworfen, sich an eine Schreibmaschine gesetzt und mit rasender Schnelligkeit auf die Tasten geschlagen, jede weitere Unterhaltung dadurch unmöglich machend.

Am folgenden Montag aber begann sie bereits ihre Tätigkeit bei Mr. Gondensmit in Chicago mit fünfundzwanzig Dollars in der Woche. Und von nun an legte sie regelmäßig von ihrem Verdienste eine bestimmte Summe zu ihrem kleinen Vermögen, und es war ihre einzige Freude, wenn sie die von Woche zu Woche anwachsenden Zahlen in ihrem Kontobuch betrachtete. — „Ich werde allmählich auch noch solch ein Money-Maker, wie Herr Gondensmit sich selbst so stolz nennt,“ dachte Christine mit bitterem Lächeln, als sie wieder einmal die Zahlen auf ihrer Kreditseite las. Dann aber schloß sie mit trotzigem Gesicht das kleine Buch. Das war ja nun der ganze Zweck und Inhalt ihres Lebens. Auf alles andere hatte sie doch verzichten müssen. Also mußte sie wieder hamstern, bis sie das erreicht hatte, was sie sich vorgenommen. Und dann?! — Unwillig über sich selbst schüttelte sie bei solchen Betrachtungen zuletzt stets den Kopf, biß die Zähne zusammen und sprach mit ihren Berufsgenossen und noch mehr mit dem alten Gondensmit von nichts anderem als dem, was allen am meisten am Herzen lag — den Dollars, und wie man sie zusammenscharrt.

Und eines Tages mußte sie dann den Chef nach Montreal begleiten, wo er seine Hauptgeschäftsabschlüsse zu machen pflegte. Von der zum Teil herrlichen Fahrt hatte sie nicht viel gesehen, da sie einen Nachtzug benutzten, denn für Naturschönheiten hätte Gondensmit nur

dann Interesse gehabt, wenn an den Bäumen statt der Blätter blinkende Dollars zum Abpflücken gehangen hätten. Da Montreal die größte Handelsstadt Kanadas ist, gab es für Gondensmit und somit auch für Christine eine Fülle von Arbeit, denn die Verhandlungen mit den Getreidehändlern und sonstigen Geschäftsleuten dauerten meist schon vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

In den Stunden aber, die ihr blieben, lief Christine durch die herrliche, alte Stadt mit ihren vielen Türmen und Kuppeln, die so ganz anderes Gepräge trug als die ihr bisher bekannten amerikanischen Städte. Und sie konnte des Staunens und Bewunderns nicht satt werden über den großartigen Lorenzostrom, auf dem jetzt zur Sommerszeit ein dichter Wald hoher bewimpelter Masten emporragte, und weiter hinab auf dem majestätischen Strome eilende Dampfboote und gewaltige Ozeanriesen; und im Hintergrunde die über drei Kilometer lange schwarze Linie der Viktoria-Brücke mit ihren vielen Pfeilern und Bogen, welche als achttes Weltwunder die auf dem Eilande liegende Stadt mit dem Kontinente im Süden verbindet.

Wenn Christine dann, erfüllt von all dem Neuen, in ihr Hotel zurückkehrte, so fühlte sie doch auch hier allmählich die Scheu vor dem geradezu verschwenderischen Prunk, der sie hier von allen Seiten umgab, schwinden. Und wenn sie dann hoch oben in ihrem bescheidenen, für ihre Begriffe aber äußerst vornehm ausgestatteten Zimmerchen über den weiten imposanten Platz, den Dominion Square, blickte, der eingerahmt ist von den Privathäusern und Villen der Aristokratie, der Reichsten der Stadt, dazwischen das prachtvolle Opernhaus — da vergaß sie für Augenblicke auch einmal ihr Leid, Herkommen, Beruf und Abhängigkeit und genoß mit vollen Zügen, was ihr ein gütiges Schicksal in den Schoß geworfen.

Nach einem solchen Ausgang war es denn auch, daß sie im Treppenhaus einer alten Frau begegnete, die anscheinend den ärmeren Ständen angehörte, denn sie stach mit ihrem Kapottbüttchen, ihrem schon etwas grau schimmernden schwarzen Mantel und dem schwarzwollenen Pompadour eigentümlich gegen die vornehme Umgebung des Hauses ab. Das schien aber die Frau nicht weiter zu stören, denn sie stieg seelenruhig die breite Marmortreppe hinauf, auf der ihr Christine entgegenkam. Sei es nun,

daß sie der erstaunte Blick aus Christinens Augen belustigte oder daß sie sonstwie Gefallen an dem jungen Mädchen fand — sie blickte beim Steigen Christine nach, verfehlte die Treppe und fiel. Sofort sprang Christine die paar Stufen hinauf, half der schweren, alten Frau auf, und da diese etwas schmerzhaft den Mund verzog, fragte sie bescheiden: „Darf ich Sie hinaufführen?“ Die alte Dame nahm es dankend an, und als sie im ersten Stock angelangt waren, lächelte die Frau schon wieder und sagte: „O, ich hatte wohl Glück, es tut mir schon nicht mehr weh. Das war wohl mehr der Schreck, der mich erst schmerzte.“ — Und auf eine Türe deutend: „Hier wohne ich auch schon. Ich danke Ihnen, liebes Fräulein.“ Damit reichte sie dem jungen Mädchen freundlich die Hand, und während sie die Türe zu einem nach dem Hofe gelegenen Zimmer öffnete, fügte sie noch scherzend hinzu: „Es soll ja eine gute Vorbedeutung sein, wenn man die Treppe hinauffällt, vielleicht wird es mir Glück bringen.“

Christine stammelte nur ein paar Worte und eilte dann hastig die Treppe hinab nach dem Beratungszimmer, wo sie bereits von Gondensmit erwartet wurde, der mit mehreren Herren schon wieder eifrig beim Dollarmachen war, wobei einer den andern mit seinen geschäftlichen Erfolgen übertrumpfen wollte. Sie hatte nicht lange Zeit, über die soeben gehabte sonderbare Begegnung nachzudenken, denn sogleich begann hier wieder ihre Arbeit, die sie derart in Anspruch nahm, daß sie nicht einmal darauf achtete, ob jemand kam oder ging, als soeben die Türe geöffnet wurde. Erst das laute und fast dienstbeflissene „Hallo, Miß Dobbs!“ ihres Chefs ließ sie eine Sekunde aufblicken. Aber da wäre ihr vor Staunen beinahe die Feder aus der Hand gefallen, denn diese Begrüßung galt niemand anderem als der alten Frau von vorhin auf der Treppe. Diese stand jetzt in der Türe und begrüßte den Getreidehändler wie einen alten Geschäftsfreund mit einem derben Handschlag:

„Hallo, Mister Gondensmit, was bringen Sie Neues aus Chicago?“

Es fiel Christine schwer, sich vorzustellen, daß diese ärmlich aussehende, kleine, dicke Bürgerfrau gleichbedeutend sein sollte mit Miß Dobbs, deren Reichtum und geschäftliche Erfolge in der amerikanischen Geschäftswelt zur Genüge bekannt waren. Doch da hatten die scharfen Augen

der alten Dame sie auch schon erblickt und sie sogleich wiedererkannt. Sie lachte Christine mit ihrem breitesten Lachen an:

„Ah, da ist ja meine kleine Lebensretterin von vorhin,“ sagte sie, ihr freundlich zunicke, doch ohne ein weiteres Wort der Erklärung dem etwas erstaunt aufblickenden Gondensmit zu geben, setzte sich Miß Dobbs in einen der bequemen Klubessel, zog aus ihrem Pompadour ein Notizbuch und fing alsbald über geschäftliche Dinge mit ihm zu reden an. Gondensmit war in gewissem Sinne, trotzdem er Käufer und sie Verkäuferin an ihn war, doch von ihrem guten Willen abhängig, und es lag ganz in ihrer Hand, ob er im Jahre so und so viele tausend Dollars mehr verdiente oder nicht. Wie lieferte sie ihm nämlich die Mengen Weizen, die er für seine Abnehmer hätte brauchen können. Sie war bekannt als Lieferantin der beiden besten Weizenarten Kanadas, Scottish Feie und Hard Nr. 1, die zum Teil auf ihrer eigenen Farm gebaut wurden, oder die sie fast ausschließlich durch langjährige Verträge von mehreren Farmern des Manitoba-Gebietes geliefert bekam.

Die Auseinandersetzung zog sich fast den ganzen Nachmittag hin, und beide waren unermüdlich im Feilschen, Klagen und gegenseitigen Mißtrauen.

Christine konnte sich kaum eines Lächelns über die beiden erwehren, um so mehr, als sie merkte, wie Miß Dobbs bei der Fassung der Lieferungsverträge des öfteren versuchte, ihr kleine Ungenauigkeiten zu diktieren, die aber stets nur zu ihrem Vorteil gewesen wären. Und jedesmal unterbrach das junge Mädchen dann die Sprechende und meinte mehr zu dem Chef gewandt:

„Verzeihung, aber das ist nicht ganz klar ausgedrückt,“ oder „Ist das so richtig, damit es nachher keine Irrtümer gibt?“

Miß Dobbs hatte dann immer etwas verärgert sich bequemen müssen, ihre Verträge ganz präzise zu formulieren.

Die alte Dame hatte erst unwillig sich die kleine Unterbrechung gefallen lassen, was aber Christine gar nicht zu merken schien, wenigstens ließ sie sich dadurch nicht in ihrer Pflicht gegen ihren Dienstherrn irre machen. Schon wollte Miß Dobbs ihr eine grobe Zurechtweisung erteilen; als sie jedoch das naseweise junge Ding dabei schärfer ins Auge faßte, sah sie Christinens schöne braune Augen so scharf auf

sich gerichtet, daß sie schwieg und von nun ab nicht wieder den Versuch machte, den alten Gondensmit übers Ohr zu hauen, was ihr bisher stets gelungen war.

So waren nacheinander die Lieferungsverträge über Hafer, Roggen, Gerste, Flachs, Wein, und was sonst noch an Bodenerzeugnissen von der Firma Dobbs geliefert wurde, abwechselnd von den beiden Christine diktiert worden, bis die Sprache auf die beiden begehrten Weizenarten kam. Und so bereitwillig Miß Dobbs mit allen übrigen Waren bisher war, so hartnäckig wurde sie jetzt. Es gab noch ein erregtes Hin und Her, bis Gondensmit schließlich vor Zorn ausspuckte und zu Christine sagte: „Machen wir jetzt Schluß — es hat keinen Zweck mehr!“

Und als das junge Mädchen gleich darauf den Raum verlassen hatte, sagte Miß Dobbs mitten in Gondensmits erregte Beteuerung hinein, daß er ein ruiniertes Mann sei, wenn sie ihn mit der diesjährigen Weizenlieferung wieder so kürze wie im vergangenen Jahre:

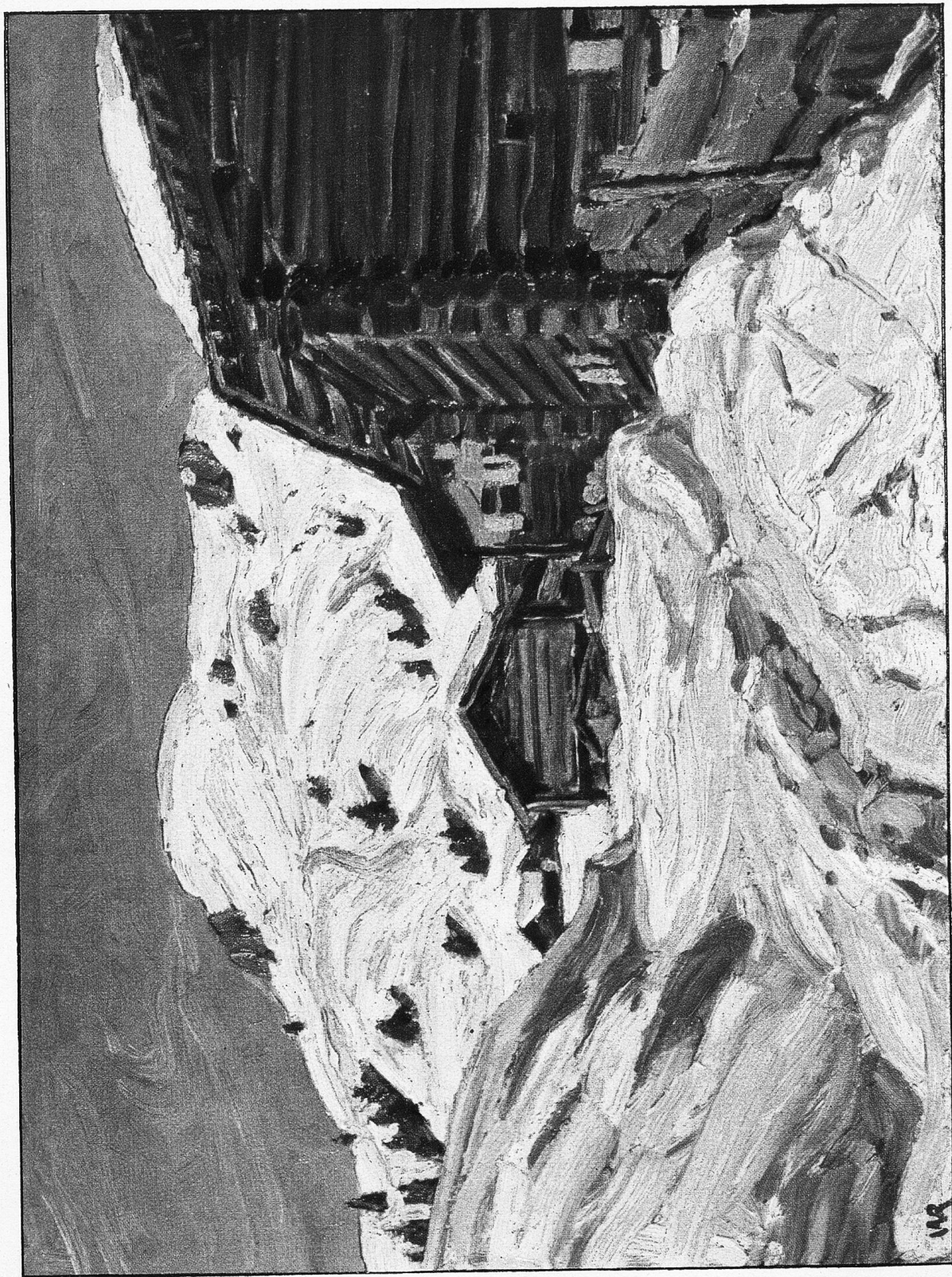
„Aufgewecktes Mädel, Ihre Sekretärin. Solch eine Angestellte, lieber Gondensmit, ist doch ein großer Vorteil für ein Geschäft.“

„Ich schenke sie Ihnen,“ sagte er giftig, da sie seine Klagen so ganz zu überhören schien.

„Well, Mister Gondensmit, ein Mann, ein Wort! Dann will ich mich ebenso wenig lumpen lassen und Ihnen den Weizen geben, damit Sie Ihre Nachtruhe wiederfinden.“

Da blieb Gondensmit überrascht stehen, lachte wie erlöst von schwerer Sorge auf und meinte nur, daß Christine ja schließlich keine Ware sei, die man verkaufen könne, aber wenn sie mit dem jungen Mädchen handelseinig würde, wollte er mit diesem Ergebnis zufrieden sein.

Und so war Christine in Miß Dobbs Dienst getreten und zwei Tage später schon mit ihr nach Winnipeg gereist. Das Angebot war glänzend, und die Aussicht für ihre Zukunft nicht schlecht. Und Gondensmit fand in Chicago jeden Tag einen Ersatz für seine Angestellte — ein so gutes Geschäft aber lag nicht jeden Tag für ihn auf der Straße. Und wer weiß, wozu es noch gut war, wenn man der alten, schrulligen Miß in dieser Weise entgegenkam. So hatte sich der Getreidehändler mit Christinens Weggang abgefunden, denn wo soviel Dollars winkten, verblaßten selbst die Tüchtigkeit und Treue eines Angestellten daneben.



Maran bei Arosa. Gemälde von Walter Reimann, Küsnacht (Sch.)

23. Kapitel.

Christine hatte gleich zu Beginn ihrer Tätigkeit im Hause Dobbs soviel Arbeit vorgefunden, daß sie gar nicht recht zum Nachdenken kam über die wunderliche Veränderung ihres Lebens. Miß Dobbs war gewöhnt, jede Minute zur Arbeit und jeden Angestellten bis zur äußersten Möglichkeit seiner Leistungsfähigkeit auszunützen. Um acht Uhr früh hatte sie gewöhnlich schon die Antwort auf alle eingegangenen Briefe diktiert, und von da ab ging es dann in ununterbrochener Arbeit weiter, bis sie selbst, meist als Letzte, die Geschäftsräume verließ. Besuche und Besprechungen von Farmern und Geschäftsleuten aller Art nahmen zumeist den Vormittag voll in Anspruch. Meist war Christine bei diesen Besprechungen mit anwesend, denn Miß Dobbs legte Wert auf ihre Beteiligung an allen Unterredungen wichtiger Art. Sie hatte die hingebende Pflichttreue und hohe Auffassungsgabe des jungen Mädchens in der Zeit ihres Zusammenarbeitens mehr und mehr kennen und schätzen gelernt und sich weder durch die scheelen Blicke von Christinens Berufsgenossen und -genossinnen, noch durch die spizen Bemerkungen ihres alten Geschäftsführers Mister Godard darin beirren lassen.

„Zeigen Sie mir eine von den jungen und älteren Mädchen da draußen,“ — sie wies nach dem angrenzenden, großen Arbeitsraum — „Mister Godard, die mir Miß Berthold nur einen Tag voll ersetzen könnte. Kennen Sie eine darunter? Hä! — Aha, Sie schweigen, weil Sie ebenfogut wissen wie ich, daß die Winnipeg-Mädchen wohl alle ausgezeichnete Schlittschuhläuferinnen sind, sowie das Tobogganning aus dem ff verstehen, und für die ich bestenfalls die verrückte geizige Miß Guy bin, daß aber keine unter ihnen zu finden wäre, die einmal aus freien Stücken im Interesse der Firma Dobbs ihre eigenen nichtigen Liebhabereien hintanziehen würde, wie dies Miß Berthold zu jeder Zeit bereit ist.“

Ein höhnisches Lachen kam über die dünnen Lippen des alten Herrn. „Aus Liebe zur Firma ganz gewiß nicht, Miß Dobbs. Sie denkt nur an sich — wie sie am schnellsten und sichersten hier festen Fuß fassen könnte. O, sie ist eine jener schlauen Deutschen, die...“

„Sehen Sie, eine schlaue Deutsche, sagen Sie. Und deshalb habe ich sie auch genommen, und weil sie mehr als das ist, weil sie pflichttreu

und gewissenhaft und von selten noblem Charakter ist, Mister Godard, deshalb habe ich sie behalten und werde sie auch mit allen Mitteln so lange zu halten wissen, als es ihr und mir paßt.“ Dann trat sie vor den verbissen dreinschauenden Alten, und ihm auf die Schulter klopfend, sagte sie: „Und Ihnen, lieber Godard, gebe ich den guten Rat — verschütten Sie es nicht ganz mit dieser „schlauen Deutschen“, denn man kann nie wissen — — —“ schloß sie mit einem geheimnisvollen Lächeln.

Da nahm der Alte mit grimmiger Miene seine Papiere zusammen und sagte: „Ich werde mir Ihren guten Rat zu Herzen nehmen.“ Dann ging er schnell hinaus.

„Und vergessen Sie es auch nicht, lieber Godard,“ rief ihm Miß Dobbs boshaft hinterher. Was fiel dem Manne auf einmal ein, gegen ihre Wünsche und Absichten mit dem jungen Volk da draußen Ränke zu spinnen! Hatte er denn etwas zu klagen? War er nicht in ihren Diensten ein wohlhabender Mann geworden? Und nun ließ er sich durch den Neid auf Christinens Sonderstellung dazu verleiten, so töricht zu handeln und zu reden. Nun wußte er ja wohl ein für alle Mal Bescheid über Miß Bertholds Stellung hier im Hause, und sie wollte niemandem hier geraten haben, irgendwie daran zu rütteln. Sicher hatte Mister Godard in den vielen Jahren ihres Zusammenarbeitens allezeit seine Pflicht getan und ihre Interessen treu vertreten. Aber nie wäre er imstande gewesen, ohne ihre Entschlußkraft, aus eigenem Ermessen ihr Geschäft, ihr Lebenswerk zu fördern und weiter auszubauen. Und doch hatte er im stillen immer mit dieser Möglichkeit gerechnet, wenn Miß Dobbs einmal geschäftsmüde würde. Das wußte sie aus so mancherlei Anspielungen von seiner Seite und hatte stets nur ein Lächeln dafür gehabt. Wer einmal ihr Werk fortsetzen sollte, mußte anderen Geistes sein als der eitle, gänzlich unschöpferische Mister Godard.

Auch Christine selbst war schon des öfteren mit kleinen, gehässigen Sticheleien von den jungen Leuten und jungen Mädchen bedacht worden, wenn sie einmal vorübergehend mit ihnen im gleichen Raume zu tun hatte. Sie kümmerte sich jedoch wenig darum. Als die jungen Mädchen aber eines Tages ihr lautes und, wie es schien, sehr eifriges Gespräch bei ihrem Eintritt wie auf Befehl abbrachen, wurde sie doch stutzig, tat aber, als ginge sie dies

nichts an. Diese stete Gelassenheit Christinens auch bei weiteren Bosheiten reizte das junge Volk zu immer neuen Äußerungen ihres Argers über diese deutsche Närrin, diese Wichtigtuerin, die, wie sie erfahren hatten, sehr häufig noch nach Geschäftsschluß mit Miß Dobbs bis spät in den Abend hinein weiterarbeitete. Sie wollten ihr schon den Spaß verderben, hier neue Gepflogenheiten für die Angestellten einführen zu wollen. Und sie wurden in ihrem Arger noch unterstützt und geheßt von Mister Godard, der mehr und mehr Christinens Aufstieg erkannte und kein anderes Mittel mehr sah, sie daran zu hindern, als daß er sämtliche Angestellte zu ihren Gegnern machte. Und eines Morgens erhoben sich bei Christinens Erscheinen wieder wie auf Verabredung alle Anwesenden von ihren Plätzen und verneigten sich stumm vor ihr bei ihrem Morgengruß. Etwas verwirrt, verneigte sich auch Christine unwillkürlich ebenso feierlich, fühlte aber auch schon im nächsten Augenblick eine solche Erheiterung über den spaßigen Anblick der jungen Menschen, daß sie stehen blieb und zum erstenmal seit langer Zeit in ein lautes, lustiges Lachen ausbrach. Sie hatte ja lange schon gemerkt, daß diese jungen Kanadier für deutsche Begriffe unsäglich albern oder kindisch in ihren Späßen und Vergnügungen sein konnten. Und richtig sicherten auch alsbald ein paar junge Dinger, und schließlich stimmten alle voller Vergnügen in Christinens Lachen mit ein, beglückt über ihren eigenen Witz. Damit waren sie auch mit der Missetäterin ausgeöhnt, deren größter Fehler nicht ihre höheren Fähigkeiten und die dadurch erreichte Sonderstellung war, sondern daß sie stets ernst und für keinerlei Albernheiten zu haben war. Diese frischen, überaus vergnügungsjüchtigen Kanadier aber hatten Christinens bisheriges Verhalten ihnen gegenüber als fast feindselig empfunden, da sie an keiner ihrer Belustigungen je teilgenommen hatte. Von diesem Tage an ließen sie Miß Berthold in Ruhe, denn sie hatten ihre Mitarbeiterin ja zum Lachen gezwungen.

So flogen für Christine die Tage, Wochen, Monate und bald Jahre dahin in steter Arbeit, nur das eine Ziel vor Augen: Vorwärts — aufwärts und nicht zurückschauen. Keine Erinnerung von einst wehte in ihr jetziges Leben mehr hinein. Jegliche Verbindung mit der Heimat war gelöst, und es hatte fast den

Anschein, als habe das junge Mädchen in dem fremden Lande, unter fremden Menschen, eine neue Heimat gefunden. Freunde und Verkehr hatte sie zwar so gut wie nicht, da Miß Dobbs mit der Zeit immer mehr Arbeit auf Christinens junge Schultern geladen hatte, so daß sie die wenige freie Zeit, die ihr noch verblieb, am liebsten für sich allein verbrachte. Sie hatte nun die Mittel, sich alle die Bücher und Zeitschriften aus Deutschland kommen zu lassen, die sie sich früher aus Geldmangel hatte versagen müssen, deren Besitz ihr nun so viele genutzreiche Stunden brachte. Sie lebte dann im Geiste wieder völlig in Deutschland, in der Heimat, und las mit glühendem Herzen von der Schönheit und Größe ihres Vaterlandes, das sie erst hier in der Fremde mit tausendfältiger Liebe hatte schätzen gelernt, und nach dem sie sich in solchen Augenblicken inbrünstig sehnnte. Doch für sie gab es noch keine Erfüllung dieser Sehnsucht, denn noch war ihr Ziel nicht im entferntesten erreicht. Aber daß sie auf dem besten Wege dazu war, es zu erreichen, das fühlte sie mit jedem neuen Tage, und das gab ihr die Kraft und die Lust, die Fülle der Arbeit zu bewältigen, die ihr oblag.

Eines Vormittags war sie, von den Getreidespeichern zurückkommend, bei Miß Dobbs eingetreten, als diese mit einem Besucher mitten im eifrigsten Gespräch lag. Christine trug ein elegant gearbeitetes bastfarbenes Sommerkleid, das ihre dunklen Farben vorteilhaft hervorhob. Sie sah so frisch und hübsch aus, daß der blonde hünenhafte Mann sich mehrmals nach ihr umwandte und sich plötzlich schallend auf die Knie schlug: „Confounded, Miß! Wir kennen uns doch — täuschte ich mich — hä — Miß Dobbs —?“ wandte er sich wieder zögernd an die alte Dame. „Nein — jetzt hab' ich's! Ich sah Sie vor zwei oder drei Jahren in Hamburg bei Krüß & Co. Sie selbst haben mir damals die Verträge ausgeschrieben. Stimmt's?“

Da wurde Christine rot bis unter die Haarwurzeln, was der blonde Riese entzückend fand, und sie sagte: „Ja, Mister Brown, das stimmt.“

„Ja, aber nun sagen Sie mir nur ums Himmels willen, wie kommen Sie bloß von Hamburg nach Winnipeg? — Ausgerechnet nach Winnipeg!“ rief er im höchsten Grade belustigt über diese Geschmacksverirrung Christinens aus.

Das aber ließ Miß Dobbs' Heimatsdünkel

nicht durchgehen, und sie erwiderte für Christine: „Es wird keiner gezwungen, nach Winnipeg zu kommen, mein Lieber. Und wenn es hier nicht paßt, der kann draußen bleiben. Und schließlich ist Winnipeg ja noch immer keine Kalgarry!“ schloß sie anzüglich ihre Rede.

„Aha, das geht auf mich!“ lachte Brown zu Christine hinüber. „Da wohne ich nämlich manchmal — ja, denn meist bin ich ja unterwegs. In Europa war ich übrigens damals das erstemal. Mein Freund Stoewing —“ und zu Miß Dobbs gewandt, „Sie kennen doch auch Ernst Stoewing, Vancouver? — wohnt jetzt in Hamburg; kurz und gut, er lud mich ein, ihn bei meiner Europareise dort zu besuchen. Er brachte mich auch mit Krüz zusammen, mit noch einem Landsmann, erinnern Sie sich? — Na, und da sah ich die Miß. Nicht wahr, so ist's?“

Christine nickte nur, ganz verwirrt. Sie kam sich vor wie ein steckbrieflich gesuchter Verbrecher, dessen Fährte man nun gefunden.

„Aber nun möchte ich wirklich wissen, wie Sie bis hierher gekommen sind?“ meinte er ganz naiv.

„Ach was — viel wissen macht Kopfschmerz, und alles wissen begräbt die Neugierde, und das wäre doch wirklich schade bei Ihnen,“ entgegnete wieder statt Christine die alte Dame. Sie fühlte, wie unangenehm dem jungen Mädchen jetzt dieses Fragen war, denn sie kannte deren Lebensgeschichte vom ersten bis zum heutigen Tage wie ihre eigene. „Aber damit Sie's wissen, Mister Brown, ich habe mir die junge Dame selbst hierhergeholt, zu meiner Entlastung. Sind Sie nun beruhigt?“

„O vollkommen, Miß Dobbs, vollkommen!“ versicherte er treuherzig und nahm sich dabei vor, bei der nächsten Gelegenheit einmal bei Krüz anzufragen, was es mit diesem bildhübschen Mädchen auf sich habe, daß es bis nach Winnipeg verschlagen werden mußte, um hier zu versauern. Dazu war sie doch wirklich zu schade. Sein Junggesellenherz wurde ordentlich warm bei dem Anblick dieser liebreizenden Sekretärin.

Als er sich dann bald darauf verabschiedete, schüttelte er auch Christine kräftig die Hand: „Und soll ich auch Hamburg und die Hamburger von Ihnen grüßen, wenn ich nächstens vielleicht mal wieder hinkomme?“ fragte er in so herzwinnender Weise, daß Christine ihre Beklommenheit schwinden fühlte und ihm zum

ersten Male voll in das sympathische Gesicht blickte.

„Mister Brown, ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich weder in Hamburg noch bei den Hamburgern überhaupt erwähnten,“ sagte sie darauf und fügte noch hinzu: „Es ist mir außerordentlich viel daran gelegen, daß niemand dort erfährt, wo ich bin. Den Grund hierfür kann ich Ihnen nicht sagen, aber Miß Dobbs weiß ihn und wird meine Bitte gewiß verstehen.“

Die alte Dame nickte zustimmend. Da streckte ihr Mister Brown noch einmal die Hand hin: „Nun, wenn es weiter nichts ist,“ meinte er, „das will ich Ihnen gern versprechen. Johnny Brown kann auch schweigen, wenn's darauf ankommt.“ Damit ging er und zerbrach sich erst recht den Kopf, was da wohl dahinterstecken mochte. Etwas Schlimmes konnte es ja nicht sein, wenn Miß Dobbs darum wußte. Und so ein reizendes Mädel hatte er wirklich lange nicht gesehen. Da lohnte es sich ja, öfter bei der Firma Dobbs vorzusprechen, dachte er und fühlte etwas wie ein zärtliches Mitleid mit dem jungen Mädchen, das da aus irgendwelchen geheimnisvollen Notwendigkeiten bis hierher gelangt war.

Christine hatte sich nach seinem Weggehen nur mühsam wieder in ihre Arbeit finden können, so sehr zitterte die Erregung über diese Begegnung in ihr nach.

„Der wird nicht so leicht wieder locker lassen,“ hörte sie jetzt Miß Dobbs sagen.

„Wieso?“ meinte sie zerstreut.

„Nun, das war doch eben die berühmte Liebe auf den ersten Blick, mein Kind. Er ist keine üble Partiel!“ Etwas lauernd sah Miß Dobbs nach der allmählich verstehenden Christine.

„Für mich?“

„I wo — für mich,“ gab Miß Dobbs trocken zur Antwort, und beide lachten vergnügt auf. Das Eintreten eines neuen Besuchers machte jetzt ihrem Gespräch ein Ende, und Christine dachte auch nicht weiter darüber nach, da ihre Arbeit ihr gar keine Zeit dazu ließ. Nur fühlte sie den ganzen Tag über ein leichtes Unbehagen, eine innerliche Verstimmung, über deren Ursache sie sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Erst am späten Abend, als sie allein war und über ein Buch hinweg ins Leere starrte, fiel ihr wieder die Unterhaltung mit Mister Brown ein, und ihre Gedanken nahmen so-

gleich den Weg nach Hamburg, woran er sie erinnerte, bis sie den Kopf auf die Tischplatte sinken ließ und heiße Tränen ihren Augen entquollen. Heimweh, grenzenloses Heimweh und ein leidenschaftliches Verlangen nach dem verlorenen Geliebten überfiel sie hier in der Einsamkeit mit voller Wucht. Nichts hatte sie vergessen, trotz all der Jahre, die sie nun schon fern von der Heimat lebte, jeder Zärtlichkeit, jeden Blickes erinnerte sie sich und mußte sich wehen Herzens gestehen, daß dies für immer vorbei war, da sie selbst ihn doch aufgegeben. War es wirklich recht von ihr gewesen?

Blötzlich sah sie wieder das müde Gesicht ihrer Mutter mit dem herben Ausdruck in den Augen, wie sie ihr beim Abschied noch einmal nachblickten. Vielleicht würde sie sie nie wieder

im Leben sehen, denn die letzte Nachricht von dem Anstaltsdirektor lautete nicht allzu günstig in bezug auf ihren Gesundheitszustand. Und dann mußte sie sich sagen, daß sie nicht den leisen Versuch gemacht hatte, in diesem armen irreführten Menschen auch nur ein Fünkchen von Liebe zu erwecken. Denn die kleinen monatlichen Geldbeträge von der Tochter würden ihr wohl einige Vergünstigungen in ihrer Verköstigung bringen, aber das würde sie gewiß ebenso stumpf hinnehmen, als wenn es nicht geschähe, weil nicht die Güte des freudigen Lebens dahinterstand.

An diesem Abend ging Christine unzufrieden mit sich und aller Welt zur Ruhe und hatte auch alle Hoffnung aufgegeben, daß das Leben für sie auch noch Freuden in Bereitschaft hielte.

(Fortsetzung folgt.)

Traumruf.

Mir war, als hör' ich eine Stimme,
Nicht fremd und auch nicht ganz vertraut,
Es klang ihr Trösten und ihr Mahnen
Wie Mutterwort und Heimatlaut.

Klang wie Verheißung bess'rer Zeiten,
Wie altes Weh und neues Glück,
Als kehrte, was ich einst besessen,
In reiner'm Glanze mir zurück.

Rudolf Hägni.

Im Reiche des Sonnengottes.

Reise durch Ecuador und das östliche Peru.

Von Dr. H. Hintermann.

(Fortsetzung.)

Die Vollendung des Bahnbaues durch diese Hochbecken hat erfreulicherweise auch einer furchtbaren Tierquälerei ein Ende bereitet, über die gebildete europäische Reisende sich stets entsetzt haben. Als die Bahn nämlich noch nicht fuhr, wurden die Verbindungen mit der Küste durch zwei Arten von Postkutschen hergestellt. Das eine war ein großer, langsam fahrender Wagen, das andere dagegen die wohl doppelt so schnelle, äußerst solid gebaute Rapida. Welches Tempo diese letzteren mit ihren Maultieren einschlugen, geht am besten aus dem Umstande hervor, daß man im Jahre 1905 mit ihnen an einem Tage die 160—180 Kilometer lange Strecke von Quito nach Riobamba fahren konnte. Man brauchte also damals nicht mehr Zeit mit dem Maultiergespann als heute mit der Eisenbahn! Welch tolle Fahrten dies freilich waren, geht aus einer Schilderung hervor, die Hans Meyer in seinem bekannten großen Werke „In den Hochanden Ecuadors“ in höchst anschaulicher Weise bietet: „Am 5. August fuhren wir im nächtlichen Dunkel früh vor 5 Uhr

von Quito ab. Zu sechs Personen saßen wir in dem seitlich nur mit Segeltuch verschließbaren Stellwagen; zwei Personen noch vorne bei den beiden Kutschern. Mit schrillen Geschrei und Gepfeife der beiden Kutscher galoppierten die sechs Mulas polternd durch die stille, schlafende Stadt. Draußen im tiefen Luffsand beginnt bald schwere Arbeit für die Tiere und ihre Lenker. Von Zeit zu Zeit wechseln die Kutscher miteinander ab; während der eine die Zügel führt, handhabt der andere die fünf Meter lange Peitsche. Bei starken Steigungen springt der letztere ab und bearbeitet die Tiere nebenherlaufend mit einer kurzen Hundepeitsche von der Seite. Trotz der schlechten Chaussierung und trotz der zahllosen scharfen Kurven am Rande der Abgründe wird nur auf den steilsten Stellen Schritt gefahren, bergab immer Galopp. In kurzem sind die zu äußerster Leistung angestregten Tiere schaumbedeckt. Schweiß fließt in Strömen, untermischt mit Blut, denn kein Baumzeug paßt, kein Kummer ist gepolstert. Die Widerriete sind darum fast bei allen Tieren offe-